



Leseprobe

J. R. Ward

Fallen Angels - Die Begierde

Fallen Angels 4

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,99 €



Seiten: 576

Erscheinungstermin: 24. Juni 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Über 2 Millionen verkaufte Romane von J. R. Ward in Deutschland

Seit Anbeginn der Zeit herrscht Krieg zwischen den Mächten des Lichts und der Finsternis. Nun wurde ein gefallener Engel dazu auserwählt, den Kampf ein für alle Mal zu entscheiden. Sein Auftrag: Er soll die Seelen von sieben Menschen erlösen. Sein Problem: Ein weiblicher Dämon macht ihm dabei die Hölle heiß ... Nach dem Bestsellere Erfolg BLACK DAGGER kommen J. R. Wards FALLEN ANGELS – atemberaubend, düster und erotisch!

Die Dämonin Devina, schön wie die Sünde und durchtrieben wie der Teufel selbst, hat einen neuen Auftrag: Die unsterbliche Seele des Ex-Elitesoldaten Matthias soll unwiderruflich verdammt werden – ein Heimspiel für die ehrgeizige Dämonin, schließlich ist ihr Opfer alles andere als unschuldig. Doch Matthias kann sich nicht mehr an sein früheres Dasein erinnern, und als er der hübschen Journalistin Mels Carmichaels begegnet und sich in sie verliebt, nimmt sein Leben endgültig eine Wendung zum Positiven. Aber Verlieren kommt für Devina nicht infrage, und noch während Matthias und Mels sich ihrer Leidenschaft füreinander hingeben, schmiedet Devina einen finsternen Plan. Der Einzige, der Matthias jetzt noch helfen kann, seine Seele – und seine große Liebe – zu retten, ist der gefallene Engel Jim Heron. Doch der ist Matthias' Feind aus früheren Tagen ...

J. R. WARD
FALLEN ANGELS
Die Begierde

Titel der amerikanischen Originalausgabe
RAPTURE – A NOVEL OF THE FALLEN ANGELS



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Deutsche Erstausgabe 06/2013
Redaktion: Julia Abrahams
Copyright © 2012 by Love Conquers All, Inc.
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe
und der Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Animagic, Bielefeld
Autorenfoto © by John Rott
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2013
ISBN 978-3-453-26865-4

www.heyne-magische-bestseller.de

*Für unsere Rachel,
die nicht nur für das »Herz« in »Heartland« steht,
sondern mich auch mit der echten Fi-Fi
bekanntgemacht hat.*

Spinner in vielen Dingen recht gehabt hatten, konnte einen Mann schon von den Füßen holen: Sünder nahmen wirklich den Fahrstuhl nach unten, und zwar nach ganz unten, und wenn man dort ankam, dann ließ das Leiden den ganzen Mist, über den man sich auf der Erde aufgeregt hatte, wie einen Kindergeburtstag erscheinen.

Es gab einen Teufel.

Und ihr Wohnzimmer war scheiße.

Wobei die Frömmlinge nicht zur Gänze im Bilde waren. Satan hatte nämlich weder Hörner noch einen Schwanz und auch keine Mistgabel oder Pferdefüße. Eine miese Schlampe war sie hingegen schon, und sie trug wirklich gerne Rot. Dunkelhaarigen stand die Farbe aber auch einfach gut – zumindest redete sie sich das ein.

Mit dem linken Auge, dem funktionstüchtigen, blinzelte er erneut, darauf gefasst, dass jeden Moment die dichte, heiße Schwärze zurückkehrte, und mit ihr die Schreie der Verdammten und sein eigener Schmerz, der ihm beißend in der Kehle aufstieg und durch die aufgesprungenen Lippen gellte ...

Nein, nichts passierte. Er lag immer noch auf einem Grab. Auf dem Friedhof.

Splitterfasernackt.

Er sah sich um und entdeckte eine Reihe von hellen Marmorgrüften und Familiengräbern mit Engeln und geisterhaften Marienstatuen, obwohl das Gängigste diese kümmerlichen, flachen Steintafeln am Grabende waren. Kiefern und Ahornbäume warfen Schatten auf welches Frühlingsgras und schmiedeeiserne Bänke. Laternen erstrahlten in pfirsichfarbenem Licht wie Kerzen auf einem Geburtstagskuchen, und die gewundenen Wege, die den Friedhof durchzogen, hätten an jedem anderen Ort romantisch ausgesehen.

Nicht so hier. Nicht in diesem Todeszusammenhang.

Aus heiterem Himmel zogen Momente seines Lebens an seinem geistigen Auge vorbei, was ihn dazu veranlasste, sich zu fragen, ob er nicht vielleicht gerade einen zweiten Versuch im Sterben unternahm. Beziehungsweise einen dritten, wenn man es genau nahm.

Rückblickend gab es kein Friede, Freude, Eierkuchen. Kein liebendes Frauchen oder hübsche Kinder, keinen weißen Gartenzaun. Nur Leichen, Dutzende, Hunderte, deren Tod er selbst auf dem Gewissen oder in Auftrag gegeben hatte.

Er hatte in seinem Leben viel Böses getan, wahrhaft Böses.

Als er sich jetzt mühsam vom Boden hochstemmte, war sein Körper wie ein Bausatz, dessen Einzelteile nicht ganz zusammenpassten, bei manchen Verbindungen war zu viel Spiel, andere waren zu eng. Aber das kam eben davon, wenn man sich selbst in seine einzelnen Bausteine zerlegte und nur die Ärzteschaft und die eigenen Heilkräfte zur Verfügung hatte, um alles wieder zusammensetzen.

Er richtete die Augen auf den Grabstein und runzelte die Stirn.

James Heron.

Gütiger Himmel, James Heron ...

Ohne sich darum zu kümmern, dass seine Hand zitterte, fuhr er die tief eingravierten Buchstaben nach, seine Fingerspitzen versanken in dem polierten grauen Granit.

Ein Röcheln entrang sich seinem Brustkorb, als hätte der Schmerz, den er urplötzlich empfand, sämtlichen Sauerstoff aus seiner Lunge gepresst.

Er hatte keine Ahnung gehabt, dass es einen ewigen Lohn gab, dass die eigenen Taten gezählt und abgewogen wurden, dass auf den letzten Schlag des Herzens prompt ein Richterspruch folgte. Das war allerdings nicht der Grund für seinen Schmerz. Sondern das Wissen, dass er, selbst wenn er geahnt

hätte, was ihn erwartete, nicht fähig gewesen wäre, irgendetwas anders zu machen.

»Es tut mir leid.« Mit wem genau sprach er da eigentlich? »Es tut mir verdammt noch mal leid ...«

Keine Antwort erklang.

Er sah in den Himmel. »Es tut mir leid!«

Immer noch keine Antwort, aber das war in Ordnung. Seine Reue und sein Bedauern verstopften ihm komplett den Kopf, deshalb war für weiteren Input eh kein Platz.

Als er aufstehen wollte, gaben seine Beine nach, und er musste sich an dem Grabstein abstützen. Mein Gott, er war wirklich ein Wrack, seine Oberschenkel von Narben übersät, der Bauch ebenfalls, eine Wade fast vollständig vom Knochen abgerissen. Die Ärzte hatten mit ihren Schrauben und Platten wahre Wunder gewirkt, aber im Vergleich zu seiner ursprünglichen Verfassung war er jetzt wie ein kaputtes Spielzeug, das mit Gewebeband und Pattex geflickt worden war.

Tja, Selbstmord sollte eben am besten auch klappen. Schuld daran, dass er noch zwei Jahre weitergelebt hatte, war Jim Heron. Schließlich hatte der Tod ihn doch noch aufgespürt und für sich beansprucht und damit eindeutig bewiesen, dass die Erde sich die Seelen nur auslieh. Im Jenseits warteten die wahren Besitzer.

Aus Gewohnheit sah Matthias sich nach seinem Gehstock um, konzentrierte sich dann aber auf das, was er mit größerer Wahrscheinlichkeit entdecken würde: Schatten, die ihn holen kamen, entweder diese öligen Kreaturen von da unten oder die menschliche Variante.

So oder so war er geliefert: Als ehemaliger Kopf der X-Ops hatte er mehr Feinde als ein Diktator aus der Dritten Welt, und alle besaßen sie einen Arsch voll Waffen oder Handlanger mit Waffen. Und eins stand jedenfalls mal fest: Als aus des Teufels

Spielplatz Ausgemusterter war er sicherlich nicht ohne einen Preis aus dem Gefängnis entlassen worden.

Früher oder später würde sich jemand an seine Fersen heften, und obwohl er nichts besaß, wofür es sich zu leben lohnte, verlangte allein schon sein Stolz, dass er sich nicht kampflös ergab.

Oder zumindest ein einigermaßen würdiges Zielobjekt abgab.

Er machte sich humpelnd und mit der Anmut einer Vogel-scheuche auf den Weg. Sein Körper erbebte unter einer Serie von Krämpfen, es tat höllisch weh. Um sich warm zu halten, versuchte er, die Arme um sich zu schlingen, doch das ging nicht lange gut. Er brauchte sie, um das Schlingern auszugleichen.

Schlurfend wie ein Zombie und total verwirrt in seinem vermurksten Kopf, ging er weiter, überquerte das stachlige Gras, lief an Gräbern vorbei, spürte die kalte, feuchte Luft auf der Haut. Er hatte keinen blassen Schimmer, wie er freigekommen war. Wohin er unterwegs war. Welcher Tag, Monat, welches Jahr es war.

Kleidung. Unterschlupf. Essen. Waffen.

Sobald er sich um das Nötigste gekümmert hatte, könnte er sich Sorgen um den Rest machen. Vorausgesetzt, er würde nicht vorher erwischt – ein verwundetes Raubtier mutierte schnell zur Beute. Das war das Gesetz der Wildnis.

Als er an einen kastenförmigen Steinbau mit schmiedeeiserner Einfassung gelangte, dachte er zuerst, es handelte sich um ein weiteres Grabmal. Doch der Name *Pine Grove Cemetery* unter dem Giebel und das glänzende Vorhängeschloss an der Tür deuteten darauf hin, dass es ein Gebäude für das Friedhofs-personal war.

Zum Glück stand eines der hinteren Fenster einen Spaltbreit offen.

Natürlich klemmte das blöde Ding und saß bombenfest.

Er hob einen Ast auf, steckte ihn in den Spalt und stemmte sich dagegen, bis das Holz sich bog und seine Arme sich verkrampften.

Das Fenster gab nach, und ein hohes Kreischen ertönte.

Matthias erstarrte zur Salzsäule.

Panik, ein ihm ursprünglich fremdes, aber auf die harte Tour erlerntes Gefühl, ließ seinen Kopf herumschnellen und die Schatten absuchen. Das Geräusch kannte er. Die Helfershelfer der Dämonin erzeugten es, wenn sie sich jemanden vorknöpfen ...

Nichts.

Nur Gräber und Laternen, die sich – egal was seine Adrenalin produzierende Nebenniere ihm auch einreden wollte – nicht in etwas anderes verwandelten.

Also widmete er sich fluchend wieder seinen Bemühungen, das Fenster aufzubekommen. Er benutzte den Ast als Hebel, bis der Spalt breit genug war, um sich hindurchzuquetschen. Seinen schlaffen Hintern hochzuwuchten war ein ziemlicher Akt, aber als erst einmal die Schultern drinnen waren, ließ er die Schwerkraft den Rest erledigen. Der Betonboden, auf den er stürzte, fühlte sich an, als wären Kühlschlangen darin eingebaut. Er schnappte nach Luft, und seine Eingeweide verknoteten sich vor Schmerzen. Er konnte die Stellen gar nicht zählen, die ihm alle wehtaten.

Neonlampen flackerten plötzlich an der Decke auf, bis sie stetig und ruhig brannten und ihn blendeten.

Verfluchte Bewegungssensoren. Aber ein Gutes hatte es: Sobald seine Augen sich an die Helligkeit gewöhnt hatten, sah er alle möglichen Gerätschaften wie Mäher, Schaufeln und Schubkarren um sich herum. Das Blöde daran: Er saß auf dem Präsentierteller wie ein Diamant in einem Schmuckkästchen.

Praktischerweise hing an einer Wand wasserdichte Kleidung,

schlaff herabbaumelnd wie abgezogene Tierhäute an Haken; er warf sich eine Hose und ein Oberteil über. Die Dinger sollten zwar locker sitzen, aber an ihm flatterten sie wie Segel.

Aber das war auf jeden Fall besser als nackt, auch wenn die Klamotten nach Dünger rochen und bestimmt bald scheuern würden. Er fand noch eine Baseballkappe mit dem Logo der Boston Red Sox und zog sie der Kälte wegen auf; dann sah er sich nach etwas um, das man als Gehstock benutzen könnte. Die Spaten wären zu schwer, und auch die Rechen würden ihm nicht wirklich weiterhelfen.

Scheißegal. Oberstes Ziel war jetzt erst einmal, sich aus dem grellen Licht zu verdrücken, das auf seinen schrottreifen Körper herabfiel.

Er verließ die Hütte auf demselben Weg, auf dem er eingedrungen war, schob sich wieder durch das Fenster und landete auf der Erde. Keine Zeit, wegen des Aufpralls zu heulen; er musste die Hufe schwingen.

Bevor er gestorben und in die Hölle gekommen war, war er der Jäger gewesen. Mann, sein ganzes Leben lang war er derjenige gewesen, der jemand anderen verfolgte, in die Enge trieb und zerstörte. Jetzt, in der Dunkelheit der Gräber, war all das Ungreifbare der Nacht erst einmal gefährlich, bis das Gegenteil bewiesen war.

Er hoffte, er war wieder in Caldwell.

Wenn ja, müsste er nur möglichst unauffällig bleiben und so schnell wie möglich nach New York kommen, wo er Vorräte versteckt hatte.

Ja, er betete, in Caldwell zu sein. Nur fünfundvierzig Minuten auf dem Highway Richtung Süden, mehr wäre in diesem Fall nicht nötig. Einen Einbruch hatte er bereits hinter sich. Ein älteres Auto kurzzuschließen war wie Fahrradfahren, das verlernte man nicht.

Eine Ewigkeit später – oder zumindest kam es ihm so vor – erreichte er den schmiedeeisernen Zaun, der den Ruhe-in-Frieden-Acker umgab. Er war über drei Meter hoch und von Stacheln gekrönt, die in ihrem früheren Leben mal Dolche gewesen sein mussten.

Matthias baute sich vor den Stäben auf, die ihn auf der Seite der Toten festhielten, umschloss sie mit den Händen und spürte die Kälte des Metalls den Griff erwidern. Dann hob er den Kopf und richtete den Blick fest in den Himmel. Die Sterne über ihm funkelten.

Komisch, es sah wirklich fast so aus, als würden sie ihm zu-zwinkern.

Als er einatmete und saubere, frische Luft in seine Lungen sog, stellte er fest, dass er sich schon an den Gestank der Hölle gewöhnt hatte. Diesen widerlichen Geruch nach fauligen Eiern hatte er am Anfang am meisten gehasst. Er war ihm in die Kehle gekrochen, in den Magen gewandert und hatte ihn vergiftet: Er war wie eine Infektion gewesen, die durch seine Nebenhöhlen eindrang und sein ganzes Ich in besetztes Gebiet verwandelte.

Aber mit der Zeit war er immun dagegen geworden.

Nach und nach hatte er sich, inmitten des Leidens, mit dem Horror, der Verzweiflung und dem Schmerz abgefunden.

Sein schlechtes Auge, das, mit dem er nichts sah, füllte sich mit Tränen.

Er würde es nie nach dort oben zu den Sternen schaffen.

Und diese Atempause war höchstwahrscheinlich nur dazu da, die Qualen zu vergrößern. Es gab doch nichts Besseres als eine kurze Erholungszeit, um einen Albtraum mit neuem Leben zu füllen: Wenn man dann wieder im Dreck saß, verschärfte der Kontrast alles nur noch und machte die Gewöhnung zu-nichte, das trügerische Strg+Alt+Entf versetzte einen auf den Anfangsschock zurück.

Sie würden ihn zurückholen. Denn letzten Endes war es genau das, was er verdiente.

Doch in der Zeit, die ihm blieb, würde er sich gegen das Unausweichliche wehren – nicht in der Hoffnung auf Entkommen, nicht wegen der Aussicht auf Begnadigung, sondern schlicht und ergreifend, weil er so programmiert war.

Er würde aus demselben Grund kämpfen, aus dem er früher Böses getan hatte.

So war er eben.

Er zog sich von der Erde hoch, klemmte den besseren seiner beiden Füße zwischen die Gitterstäbe und schob sich höher. Noch mal. Und noch mal. Die Kante schien kilometerweit weg zu sein, doch die Entfernung brachte ihn nur dazu, sich noch stärker auf sein Ziel zu konzentrieren.

Es dauerte endlos, doch schließlich umschloss er mit den Fingern einen der Stachel und schlang einen Arm um die gefährliche Spitze.

Blut floss einen Lidschlag später, als er das Bein hoch über den Zaun schwang, ein Eisendorn in seine Wade stach und einen Fetzen herausriss.

Aber es gab kein Zurück. Er hatte sich entschieden, und so oder so würde die Schwerkraft gewinnen und ihn auf den Boden ziehen – dann lieber draußen als drinnen.

Als er in den freien Fall überging, blickte er wieder in die Sterne. Streckte sogar eine Hand nach ihnen aus.

Dass sie sich trotzdem immer weiter von ihm entfernten, schien nur passend.

»Du kennst mich doch, für mich zählt nur die Arbeit.«

»Tja ... ich könnte dir etwas geben, woran du arbeiten kannst.«

Mels sah ihn ruhig und fest an. »Danke, aber ich hab genug zu tun. Ich recherchiere gerade zum Thema sexuelle Belästigung in vorwiegend männlich dominierten Branchen wie im Flugverkehr, im Sport ... der Presse.«

Dick runzelte die Stirn, als hätten seine Ohren auf etwas anderes gehofft. Was total behämmert war. Mels' Reaktion auf diese Nummer war vom ersten Tag an dieselbe gewesen.

Seit über zwei Jahren ließ sie ihn abblitzen. Mein Gott, so lange schon?

»Sehr erhellend, das Ganze.« Mit einem Mausclick verschwand der Bildschirmschoner. »Viele, viele Statistiken. Könnte meine erste überregionale Story werden. Geschlechterverhältnisse im postfeministischen Amerika ist ein heißes Thema – wobei ich es natürlich auch einfach in meinen Blog packen könnte. Vielleicht hättest du einen Kommentar, den ich zitieren darf?«

Dick legte seinen Mantel über den anderen Arm. »Das hab ich dir nicht zugeteilt.«

»Ich arbeite sehr selbstständig.«

Er hob den Kopf, als suchte er jemand anderen zum Belästigen. »Ich lese nur, was ich selbst zugeteilt habe.«

»Du fändest es vielleicht aufschlussreich.«

Ihr Boss wollte seine Krawatte lockern, als bekäme er nicht genug Luft, aber Überraschung! Sie war schon lose. »Du vergeudest deine Zeit, Carmichael. Bis morgen.«

Damit drehte er sich um und schwang sich im Gehen in seinen Trenchcoat mit dem Siebziger-Revers und dem Gürtel, der lose in den Schlaufen baumelte, als hinge ein Teil seines Darms an der falschen Stelle. Wahrscheinlich hatte er das Teil seit der Zeit von Watergate, als Woodward und Bernstein von der

Washington Post ihn mit zwanzig zu einer Karriere im Journalismus inspiriert hatten ... was ihn bis in die Kopfzeile des Impressum einer Provinz-Zeitung geführt hatte.

Kein so übler Job. Aber eben nicht Chefredakteur bei der *New York Times* oder dem *Wall Street Journal*.

Das machte ihm offenbar zu schaffen.

Also ja, man brauchte kein Genie zu sein, um Dicks Aufdringlichkeit der Langeweile eines ehemaligen Machers zuzuschreiben, der Bitterkeit eines fast Sechzigjährigen mit Halbglatze, auf dessen Lebensweg sich gerade die Straßen Noch-nicht-ganz-angekommen und Viel-Zeit-bleibt-nicht-mehr kreuzten.

Vielleicht war er auch einfach nur ein Blödmann.

Was Mels aber mit Sicherheit wusste, war, dass man mit einer Kieferpartie, die mehr an ein Schinkensandwich als an Jon Hamm erinnerte, keinen Grund zu der Annahme hatte, die Lösung für die Probleme irgendeiner Frau auf der Welt läge in der eigenen Hose.

Als die Tür hinter ihm ins Schloss fiel, atmete sie tief durch und malte sich kurz aus, dass ein Linienbus Reifenspuren auf dem Rücken seines altmodischen Trenchcoats hinterließ. Dank der Budgetkürzungen im öffentlichen Nahverkehr fuhren allerdings nach neun Uhr abends leider keine Busse mehr über die Trade Street, und jetzt war es genau ... siebzehn Minuten nach.

Sie starrte auf ihren Computerbildschirm. Vermutlich sollte sie wirklich nach Hause gehen.

Der Artikel, den sie aus eigenem Antrieb angefangen hatte, ging in Wirklichkeit gar nicht um aufdringliche Chefs, die ihre weiblichen Angestellten davon träumen ließen, dass Busse zu Mordwerkzeugen wurden. Er handelte von vermissten Personen. Den Hunderten von Vermissten in Caldwell.

Caldie, Heimat der Zwillingsbrücken, führte die landesweite

Statistik vermisster Personen an. Im vergangenen Jahr waren in der Zwei-Millionen-Stadt dreimal so viele Fälle registriert worden wie in Manhattan und Chicago – zusammen. Und die Gesamtsumme der letzten zehn Jahre übertraf die der kompletten Ostküste. Noch seltsamer machte die Angelegenheit, dass die Anzahl der Vermissten nicht das einzige Problem war. Denn die Leute verschwanden nicht nur vorübergehend, nein, sie kamen nie zurück, wurden nie gefunden. Keine Leichen, keine Spuren, kein Auftauchen an anderen Orten.

Als wären sie in eine andere Welt gesogen worden.

Nach all ihrer Recherche hatte Mels außerdem so eine Ahnung, dass das grauenhafte Massaker in einem Bauernhaus im Vormonat irgendetwas mit der Unmenge von sich in Luft aufgelöst habenden Personen zu tun hatte ...

All diese jungen Männer, in mehrere Reihen gelegt, schrecklich zugerichtet.

Erste Auswertungen wiesen darauf hin, dass viele der bereits Identifizierten irgendwann in ihrem Leben als vermisst gemeldet worden waren. Viele von ihnen hatten Jugendstrafen oder waren wegen Drogen in Konflikt mit dem Gesetz geraten. Aber das spielte natürlich für ihre Familien keine Rolle – und das sollte es auch nicht.

Man musste kein Heiliger sein, um zum Opfer zu werden.

Der grausige Schauplatz am Rande von Caldwell hatte es in die landesweiten Nachrichten geschafft, jeder Sender hatte seine besten Leute in die Stadt geschickt, von Brian Williams bis Anderson Cooper. Und die Zeitungen hatten das Gleiche getan. Doch trotz all des Interesses und des Drucks von Seiten der Politik sowie des Aufschreis zu Recht bestürzter Bürger war die Wahrheit hinter der Geschichte noch nicht ans Licht gekommen: Die Polizei von Caldwell bemühte sich, die Morde mit jemandem – irgendjemandem – in Verbindung zu bringen, hatte

aber noch absolut nichts vorzuweisen. Und das, obwohl sie Tag und Nacht an dem Fall arbeitete.

Es musste eine Antwort geben. Es gab immer eine Antwort.

Und Mels war fest entschlossen, die Gründe für das Mörderherauszufinden – um der Opfer und um deren Familien willen.

Außerdem wurde es langsam Zeit für sie, sich zu profilieren. Mit siebenundzwanzig war sie aus Manhattan weg- und hierhergezogen, weil das Leben in New York zu teuer war und sie bei der *New York Post* zu sehr auf der Stelle getreten hatte. Der Plan hatte gelautet, ungefähr sechs Monate zu bleiben, ein kleines Polster anzusparen, indem sie bei ihrer Mutter wohnte, und sich auf die großen Jungs zu konzentrieren: *The New York Times*, *The Wall Street Journal*, vielleicht sogar eine Stelle als Reporterin bei *CNN*.

So war es aber leider nicht gelaufen.

Erneut wandte sie sich dem Bildschirm zu, ließ den Blick über die Spalten wandern, die sie inzwischen auswendig kannte, suchte nach dem Muster, das sie einfach nicht fand ... forschte nach dem Schlüssel, der die Tür nicht nur zu der Story, sondern zu ihrem eigenen Leben öffnete.

Die Zeit zog an ihr vorüber, und sie war nun mal nicht unsterblich ...

Als Mels gegen halb zehn endlich die Redaktionsräume verließ, tauchten die Zeilen voll Buchstaben bei jedem Blinzeln wieder vor ihren Augen auf, als hätte sie ein Videospiel zu lange gespielt.

Ihr Auto, das sie liebevoll Josephine getauft hatte, war ein zwölf Jahre alter Honda Civic mit knapp dreihunderttausend Kilometern auf dem Buckel – und Fi-Fi war daran gewöhnt, nachts in der Kälte auf sie zu warten. Mels stieg ein, startete den

Nähmaschinenmotor und fuhr los, fort von ihrem Sackgassenjob. Um zu ihrer Mutter zu fahren. Mit dreißig Jahren.

Was für eine Karriere. Und sie glaubte, sie würde durch Zauberhand am nächsten Morgen aufwachen und wäre die neue Diane Sawyer, nur ohne Haarspray?

Sie nahm die Trade Street stadtauswärts, ließ die Bürogebäude hinter sich, fuhr an den Discos vorbei und dann entlang der verlassenem Häuserblocks. Hier hatte man besser die Fenster hochgekurbelt und die Türen verriegelt. Jenseits der ganzen mit Brettern vernagelten Fenster wurde es besser, und bald erreichte sie die am Stadtrand gelegenen Wohngebiete, die Welt der Einfamilienhäuser im Ranch-Stil und der nach Bäumen benannten Straßen.

»Scheiiiiiiße!«

Mit einem Ruck riss sie das Lenkrad nach rechts, um dem Mann auszuweichen, der wie aus dem Nichts auf die Straße tor kelte, aber zu spät. Sie erwischte ihn frontal, sodass er von der Straße gehoben wurde, über die Motorhaube rollte und direkt in die Windschutzscheibe pflügte, deren Sicherheitsglas in einem hellen Lichtblitz zerbarst.

Aber das war nur der erste Aufprall von insgesamt drei.

Der Mann flog wieder hoch, und Mels sah ihn zu ihrem Schrecken heftig auf dem Asphalt aufschlagen. Und dann geriet sie selbst in die Bredouille. Durch die Wucht der Kollision kam ihr Wagen von der Spur ab und knallte gegen die Bordsteinkante, die Bremsen verlangsamten das Tempo, aber nicht schnell genug – und dann gar nicht mehr, als das Auto kurz in die Luft abhob.

Die Eiche, die im Licht ihrer Scheinwerfer aufleuchtete, löste in ihrem Gehirn eine blitzschnelle Kalkulation aus: Sie würde das Scheißding rammen, und es würde wehtun.

Die Kollision war halb Krachen, halb dumpfer Schlag, ein

mattes Geräusch, dem sie nicht viel Aufmerksamkeit schenkte, denn sie war zu sehr damit beschäftigt, den Airbag mit Karacho ins Gesicht zu kriegen.

Jetzt rächte sich, dass sie sich nicht angeschnallt hatte. Sie schleuderte vor und gleich wieder zurück, das austretende Talkumpulver des Airbags drang ihr in Auge, Nase und Lungen, brannte und ließ sie würgen. Dann wurde alles ganz still.

Und sie konnte für den Moment nur bleiben, wo sie gelandet war, genau wie die arme, alte Fi-Fi. Über den erschlaffenden Airbag gebeugt, hustete sie schwach ...

Jemand pfiiff.

Nein, das Geräusch kam vom Motor, aus dem irgendwo Dampf entwich, wo er nicht entweichen sollte.

Vorsichtig drehte sie den Kopf und sah aus dem Seitenfenster. Der Mann lag mitten auf der Straße, regungslos, zu regungslos.

»Oh mein Gott ...«

Da erwachte das Radio zum Leben, anfangs rauschend, befeuert offenbar von einer Art Kurzschluss. Dann erklang ein Lied ... was war das noch für eins?

Aus dem Nichts flackerte ein Licht in der Mitte der Straße auf und erhellte den Haufen Lumpen, unter dem sich ein Mensch verbarg. Blinzelnd überlegte Mels, ob das der Augenblick war, in dem sie die Antwort auf die Frage bezüglich des Lebens nach dem Tod erhielt.

Nicht unbedingt die Story, auf die sie es abgesehen hatte, aber sie würde sie schon nehmen ...

Aber es war keine überirdische Ankunft. Nur ein Paar Scheinwerfer.

Der Wagen hielt mit quietschenden Bremsen an, und zwei Menschen sprangen heraus. Der Mann lief zu dem Überfahrenen, die Frau trabte zu Mels' Auto. Ihre barmherzige Samariterin

hatte Mühe, die Tür aufzuziehen, aber nach ein paar Versuchen strömte frische Luft ins Wageninnere und verjagte den beißenden Plastikgeruch des Airbags.

»Alles in Ordnung?«

Die Frau war Anfang vierzig und sah wohlhabend aus, ihre Haare waren zu einer Hochfrisur gesteckt, die goldenen Ohringe blitzten, die gepflegte, aufeinander abgestimmte Kleidung passte überhaupt nicht in die Szenerie eines Autounfalls.

Sie hielt ein iPhone hoch. »Ich hab schon den Notarzt gerufen – nein, nein, nicht bewegen. Sie könnten eine Verletzung an der Wirbelsäule haben.«

Mels ergab sich dem sanften Druck auf ihre Schulter und blieb über das Lenkrad gebeugt sitzen. »Wie geht es ihm? Ich habe ihn überhaupt nicht gesehen, er war plötzlich da.«

Zumindest war das, was sie sagen wollte. Was ihre Ohren stattdessen vernahmen, war Gemurmel ohne Sinn.

Vergiss die Wirbelsäule. Sie machte sich Sorgen um ihren Kopf.

»Mein Mann ist Arzt«, sagte die Frau. »Er weiß, wie er den Verletzten behandeln muss. Kümmern Sie sich erst einmal nur um sich selbst ...«

»Hab ihn nicht gesehen. Nicht gesehen.« Ah, gut, das klang schon etwas deutlicher. »Auf dem Heimweg von der Arbeit. Hab ihn nicht ...«

»Aber selbstverständlich nicht.« Die Frau ging in die Hocke. Ja, sie sah wie eine Arztfrau aus, der Geruch von Wohlstand umgab sie. »Bleiben Sie ganz ruhig sitzen. Die Sanitäter sind unterwegs.«

»Lebt er überhaupt noch?« Tränen schossen Mels in die Augen. »Oh Gott, hab ich ihn umgebracht?«

Als sie zu zittern begann, fiel ihr endlich ein, welcher Song da lief. »Blinded by the Light ...«

»Warum funktioniert mein Radio noch?«, murmelte sie trä-
nenerstickt.

»Wie bitte?«, fragte die Frau. »Welches Radio?«

»Hören Sie es nicht?«

Das beschwichtigende Tätscheln, das folgte, war irgendwie
beunruhigend. »Atmen Sie einfach ganz ruhig ein und aus, und
bleiben Sie bei mir.«

»Mein Radio läuft ...«

... vier, fünf, sechs ...

»Devina.«

Sie kam durcheinander, schloss die Augen und kämpfte gegen die Versuchung an, den Störenfried zu erwürgen.

Ihre Therapeutin räusperte sich. Hustete. Machte ein würgendes Geräusch.

Devina schlug die Lider auf und sah, wie die Frau die Hände um den eigenen Hals legte und ein Gesicht machte, als hätte sie sich an einem Happy Meal verschluckt. Der Schmerz – die Verwirrung waren ein schöner Anblick, ein kleiner Appetithappen, der Devina Lust auf mehr machte.

Aber mehr Spaß durfte sie sich leider nicht gönnen. Wenn diese Therapeutin abtrat, was würde Devina dann tun? Immerhin machten sie beide wirklich Fortschritte, und eine neue zu finden, mit der sie ebenso gut zurechtkam, würde Zeit in Anspruch nehmen, die sie nicht hatte.

Also pfiff Devina fluchend ihre mentalen Hunde zurück und löste den unsichtbaren Griff, den sie völlig unbewusst ausgeübt hatte.

Die Therapeutin nahm einen tiefen, erleichterten Atemzug und blickte sich um. »Ich ... äh, ich glaube, ich mache doch das Fenster auf.«

Der Frau war überhaupt nicht klar, dass ihre Fähigkeiten als Seelenklemmpnerin ihr soeben das Leben gerettet hatten. Seit Monaten trafen sie sich nun bereits fünfmal die Woche und unterhielten sich fünfzig Minuten lang zum Preis von einhundertfünfundsiebzig Dollar pro Sitzung. Dank dem Ausdrücken ihrer Gefühle und diesem ganzen Quatsch waren die Symptome von Devinas Zwangsneurose inzwischen etwas leichter zu ertragen – und in Anbetracht der Lage im Krieg mit diesem Engel Jim Heron würden Therapiestunden in der nächsten Runde, die bald anstand, sowas von dringend nötig sein.

Sie konnte nicht fassen, dass sie dabei war zu verlieren.

Im letzten Kampf um die Oberherrschaft über die Erde hatte dieser Engel nun schon zwei Gefechte gewonnen und sie erst eins. Es gab nur noch vier Seelen zu erringen. Wenn sie noch zwei verlöre, dann bliebe weder von ihr noch von ihren geliebten Sammlungen irgendetwas übrig: Alles würde verschwinden, all die kostbaren Gegenstände, die sie im Laufe der Jahrtausende angehäuft hatte, jeder einzelne davon ein unschätzbares Andenken an ihre Arbeit – fort, fort, fort. Aber das war noch nicht das Schlimmste. Ihre Kinder, diese herrlichen, gemarterten Seelen, die in ihrer Wand gefangen waren, würden ins Gute, Glückselige, Unbefleckte eingehen.

Allein bei dem Gedanken wurde ihr schon schlecht.

Und als wäre das alles nicht schon schrecklich genug, hatte ihr der Schöpfer gerade auf die Finger geklopft.

Die Therapeutin machte es sich wieder auf ihrem Sessel bequem, nachdem sie die Frischluftjagd abgeschlossen hatte. »Also, Devina, erzählen Sie mir, was in Ihnen vorgeht.«

»Ich ... äh ...« Beklemmung stieg in ihr auf, weshalb sie ihre Tasche hochhob, den Boden nach Löchern absuchte, keine fand. Keiner der Lippenstifte konnte herausgefallen sein, redete sie sich gut zu. Und sie hatte die Anzahl überprüft, ehe sie ihren Unterschlupf verließ. Dreizehn, eine vollkommene Dreizehn. Folglich waren alle noch da. Mussten da sein.

Aber was ... oh Gott, vielleicht hatte sie die Tasche schief hingestellt und einer war herausgerollt, weil sie vergessen hatte, den Reißverschluss ...

»Devina«, sagte die Therapeutin, »Sie wirken wirklich verstört. Können Sie mir bitte erklären, was los ist?«

Mach den Mund auf, ermahnte sie sich. Das war der einzige Ausweg. Auch wenn ihr Gehirn ihr vorgaukelte, das Zählen und Sortieren und Überprüfen und noch mal Überprüfen sei die

Lösung, machte sie das nun schon seit Äonen und hatte damit absolut nichts erreicht. Während diese neue Methode funktionierte. Mehr oder weniger.

»Dieser neue Kollege, von dem ich bereits erzählt habe.« Sie schlang die Arme um die Handtasche und drückte sie samt Inhalt dicht an den Körper, den sie als Hülle annahm, wenn sie sich unter den Affen bewegte. »Er lügt. Er lügt wie gedruckt. Er hat mich übers Ohr gehauen – und *ich* bin diejenige, die jetzt des Betrugs beschuldigt wird.«

Seit sie die Therapie angefangen hatte, hüllte sie den Krieg mit dem gefallenen Engel Heron so in Worte, dass ein Mensch des frühen einundzwanzigsten Jahrhunderts ihn verstehen konnte: Sie und ihr Gegenspieler waren Kollegen in einer Consulting-Firma, die um den Posten des stellvertretenden Geschäftsführers konkurrierten. Jede Seele, um die sie kämpften, war ein Kunde. Der Schöpfer war der Geschäftsführer, und sie hatten nur eine begrenzte Anzahl von Versuchen, Eindruck bei ihm zu schinden. Und so weiter und so fort. Die Metapher war nicht perfekt, aber immer noch besser, als die nackten Tatsachen auf den Tisch zu legen und zu riskieren, dass die Frau entweder den Verstand verlor oder auf die Idee kam, Devina wäre nicht nur zwangsneurotisch, sondern auch unzurechnungsfähig.

»Könnten Sie ein bisschen deutlicher werden?«

»Der Chef hat uns beide zu einem Gespräch mit einem interessierten Kunden geschickt. Letzten Endes hat der Mann uns den Auftrag erteilt und sich entschlossen, mit mir zusammenzuarbeiten. Alles lief gut für mich. Ich war glücklich, der Kunde war ...« Na ja, nicht gerade glücklich, nein. Im Gegenteil, Matthias war überhaupt nicht glücklich gewesen – ein weiterer Grund, warum der Sieg sie so zufriedengestellt hatte: Je mehr gelitten wurde, umso besser. »Der Kunde wurde betreut, und

alles war geklärt, der Dienstleistungsvertrag unterschrieben, Angelegenheit abgeschlossen. Und dann werde ich in eine völlig bescheuerte Konferenz geschleift, und man teilt mir mit, dass wir beide erneut an den Mann herantreten müssen.«

»Sie und Ihr Kollege, meinen Sie.«

»Genau.« Devina warf die Hände hoch. »Ich meine, mal ehrlich. Es ist vorbei. Der Auftrag ist eingetütet, Fall erledigt. Und jetzt haben wir die ganze Akquise noch einmal am Hals? Was zum Teufel soll denn der Quatsch? Und dann sagt der Chef zu mir auch noch: ›Die Provision für den Vertrag darfst du trotzdem behalten.‹ Als wäre es dadurch okay.«

»Besser, als sie zu verlieren.«

Devina schüttelte den Kopf. Die Frau begriff einfach nicht. Wenn etwas einmal ihr gehörte, dann war es loszulassen oder weggenommen zu bekommen, als würde man einen Teil ihres echten Körpers entfernen: Matthias war aus ihrer Wand gerissen und erneut auf die Erde gesetzt worden.

Offen gestanden, war die Macht des Schöpfers so ungefähr das Einzige, was Devina Angst einjagte.

Abgesehen von ihrer Zwangsneurose.

Sie hielt es nicht mehr aus, riss die Handtasche auf und begann zu zählen.

»Devina, Sie arbeiten doch gut mit dem Kunden zusammen, oder?«

Sie hielt inne. »Ja.«

»Und Sie haben eine Beziehung zu ihr oder ihm aufgebaut.«

»Ihm. Ja, das habe ich.«

»Dann sind Sie doch in einer stärkeren Position als Ihr Kollege, oder nicht?« Die Therapeutin machte eine Geste im Sinne von »kein Problem.«

»Daran habe ich noch gar nicht gedacht.« Sie war zu wütend gewesen.

»Sollten Sie aber. Obwohl ich sagen muss, dass mich eine Sache etwas verwirrt. Warum hat Ihr Chef überhaupt Anlass gesehen einzugreifen? Besonders, wo der Kunde nicht nur bei Ihrer Firma unter Vertrag steht, sondern auch noch zufrieden ist?«

»Er war nicht ganz einverstanden mit manchen der angewandten ... Methoden ... die zum Geschäftsabschluss geführt haben.«

»Ihren Methoden?«

Als Devina zögerte, schnellte der Blick der Therapeutin kurz in Richtung ihres Dekolletés.

»Meinen, ja«, räumte die Dämonin ein. »Aber kommen Sie, ich habe den Kunden an Land gezogen, und niemand kann sich über meine Arbeitsmoral beschweren, ich arbeite immer. Buchstäblich. Ich habe kein Leben neben meinem Job.«

»Heißen Sie selbst die Taktik gut, die Sie angewendet haben?«

»Absolut. Der Kunde ist mein – alles andere spielt keine Rolle.«

Das anschließende Schweigen deutete darauf hin, dass die Therapeutin nicht unbedingt der Ansicht war, der Zweck heilige die Mittel. Aber egal, das war ihr Problem – und wahrscheinlich auch der Grund, warum sie eine Figur wie ein Polstermöbel hatte und Tag für Tag wildfremden Leuten zuhörte, wie sie sich über ihr Leben ausließen.

Anstatt über die Unterwelt zu herrschen und irrsinnig heiß in Louboutins auszusehen ...

Wieder kroch Beklommenheit in Devina hoch, also musste sie zählen, schob die Lippenstifte einen nach dem anderen von links nach rechts. Eins, zwei, drei ...

»Devina, was machen Sie da?«

Fast hätte sie die Alte wirklich ernsthaft angegriffen. Aber

ihr Verstand und Sinn für die Realität bremsen sie: Die Zwangshandlungen standen kurz davor, die Oberhand zu gewinnen. Und gegen einen Feind wie Jim Heron konnte man einfach nicht effektiv vorgehen, wenn man ununterbrochen Gegenstände zählen oder berühren musste, obwohl man ganz genau wusste, dass sie nicht verloren gegangen, bewegt oder von jemand anderem berührt worden waren.

»Lippenstift. Ich vergewissere mich nur, dass ich meinen Lippenstift noch habe.«

»Gut, dann hören Sie jetzt damit auf.«

Devina sah sie mit echter Verzweiflung im Blick an. »Ich ... kann nicht.«

»Doch, Sie können. Denken Sie daran: Es geht nicht um die Dinge. Es geht darum, den Zwängen nicht nachzugeben, sondern Ihre Angst effizienter und dauerhafter zu steuern. Sie wissen, dass die Erleichterung am Ende eines Rituals nie länger als einen Sekundenbruchteil anhält – so dringen Sie nie zur Wurzel des Problems vor. Tatsache ist doch, je stärker Sie sich den Zwängen fügen, desto größer ist die Gewalt, die sie über Sie haben. Der einzige Weg zur Besserung liegt darin, das Beklommenheitsgefühl auszuhalten und die Impulse zu etwas umzuformen, über das Sie Macht haben – nicht umgekehrt.« Die Therapeutin beugte sich vor, bereit zur Schocktherapie. »Ich möchte, dass Sie einen wegwerfen.«

»Was?«

»Werfen Sie einen der Lippenstifte weg.« Die Frau lehnte sich zur Seite und hob den fleischfarbenen Papierkorb hoch. »Jetzt gleich.«

»Nein! Sind Sie verrückt?« Panik ergriff sie, ihre Handflächen wurden schweißnass, in ihren Ohren fiepte es, die Füße waren taub. Schon bald würde sie dem Zwang hilflos ausgeliefert sein, ihr Magen würde Purzelbäume schlagen, das Herz

flattern, sie bekäme keine Luft mehr. Seit einer Ewigkeit machte sie das jetzt schon mit. »Ich kann unmöglich ...«

»Doch, Sie können, und Sie müssen sogar. Nehmen Sie die Farbe, die Ihnen am wenigsten gefällt, und werfen Sie das Ding in den Papierkorb.«

»Es gibt keine Farbe, die mir am wenigsten gefällt – es ist alles dasselbe Rot. *1 Le Rouge.*«

»Dann ist egal, welchen Sie nehmen.«

»Ich kann nicht ...« Ihr kamen die Tränen. »Ich kann nicht.«

»Kleine Schritte, Devina. Das ist der Dreh- und Angelpunkt kognitiver Verhaltenstherapie. Wir müssen Ihren Wohlfühlbereich verlassen, Sie Ihrer Angst aussetzen und Sie durch die Wellen hindurchbringen, damit Sie lernen, dass Sie es heil überstehen können und nicht untergehen. Wenn Sie das oft genug geschafft haben, schwindet der Einfluss Ihrer Zwangsstörung auf Ihre Gedanken und Entscheidungsprozesse. Was wird Ihrer Meinung nach passieren, wenn Sie einen Lippenstift wegwerfen?«

»Ich bekomme eine Panikattacke. Besonders wenn ich nach Hause fahre und ihn nicht bei mir habe.«

»Und was dann?«

»Ich kaufe einen neuen als Ersatz, aber das ist nicht derselbe wie der geworfene, also hilft es nicht wirklich. Ich werde noch zwanghafter ...«

»Aber Sie sterben nicht daran.«

Natürlich nicht, sie war unsterblich. Vorausgesetzt, sie gewänne gegen Jim Heron. »Nein, aber ...«

»Und die Welt geht nicht unter.«

Nein, also nicht wegen der Lippenstiftsache, das nicht. »Aber es fühlt sich so an.«

»Emotionen kommen und gehen. Sie dauern nicht endlos an.« Die Therapeutin wackelte mit dem kleinen Papierkorb.

»Kommen Sie, Devina. Versuchen Sie's. Wenn es zu viel für Sie wird, können Sie den Lippenstift wieder herausholen. Aber wir müssen uns allmählich damit befassen.«

Sie spürte tatsächlich eine Woge von Panik aufwallen, aber paradoxerweise war es ausgerechnet Angst, die ihr dabei half, sie durchzustehen: Angst, dass dieses für sie unkontrollierbare Problem sie behindern würde; Angst, dass Jim nicht gewänne, weil er der überlegene Spieler im Wettkampf des Schöpfers war, sondern weil sie dem Druck nicht standhielte; Angst, dass sie nie in der Lage wäre, sich zu ändern ...

Devina schob die Hand in die Tasche und griff sich den erstbesten Lippenstift. Dann schmiss sie ihn weg. Ließ ihn einfach in den Papierkorb fallen.

Das dumpfe Geräusch, als er auf den Taschentüchern vorheriger Patienten auftraf, war, als würde das Maul der Hölle vor ihr zuschnappen.

»Gut gemacht«, sagte die Therapeutin. Als sei Devina eine Sechsjährige, die das Alphabet richtig aufgesagt hatte. »Wie fühlen Sie sich?«

»Als müsste ich mich übergeben.« Das Einzige, was sie davon abhielt, war, dass sie genau *auf* den Lippenstift spucken müsste.

»Bewerten Sie bitte Ihre Angst auf einer Skala von eins bis zehn.«

Als Devina prompt eine Zehn vergab, stimmte die Therapeutin eine Litanei über das ruhige Atmen an, um die Panik zu beherrschen – bla, bla, bla.

Wieder beugte die Frau sich vor, als merkte sie, dass sie nicht durchdrang. »Es geht nicht um den Lippenstift, Devina. Und die Beklemmung, die Sie jetzt spüren, wird nicht ewig dauern. Wir werden Ihnen nicht zu viel abverlangen, und Sie werden staunen, welche Fortschritte wir machen werden. Der menschliche

Geist kann umprogrammiert werden, neue Pfade des Erlebens können geebnet werden. Konfrontationstherapie funktioniert – sie ist genauso mächtig wie die Zwänge. Daran müssen Sie glauben, Devina.«

Mit zitternder Hand wischte die Dämonin sich den Schweiß von der Stirn. Dann riss sie sich in ihrem eng anliegenden Ganzkörperanzug aus menschlichem Fleisch zusammen und nickte.

Die sofaförmige Frau hatte recht. Was Devina bis zu diesem Zeitpunkt getan hatte, funktionierte nicht. Ihr Zustand verschlechterte sich, und es stand immer mehr auf dem Spiel.

Denn sie war ja nicht nur im Begriff zu verlieren ... sie war auch in den Feind verliebt.

Nicht dass sie sich gern daran erinnerte.

»Sie müssen nicht einmal unbedingt daran glauben, dass es funktioniert, Devina. Sie müssen nur an die Ergebnisse glauben. Es ist schwer, aber Sie schaffen das. Ich habe volles Vertrauen in Sie.«

Devina sah der Frau in die Augen und beneidete sie um ihre Überzeugung. Verdammt, wer solche Zuversicht empfand, litt entweder unter Wahnvorstellungen ... oder stand mit beiden Beinen auf dem Betonfußboden, gegossen aus Erfahrung und einer soliden Ausbildung.

Es hatte mal eine Zeit gegeben, als Devina sich ihrer selbst absolut sicher gewesen war.

Diese Sicherheit musste sie zurückgewinnen.

Jim Heron hatte sich als viel mehr denn nur ein würdiger Gegner und verflucht gut im Bett erwiesen. Und sie konnte nicht zulassen, dass er die Oberhand behielt. Verlieren kam nicht infrage, und sobald diese Therapiesitzung vorbei war, musste sie mit einem klaren, unbelasteten Kopf an die Arbeit zurückkehren.

Sie schloss die Augen, lehnte sich in den weichen Sessel zurück, legte die Hände auf die gepolsterten Armlehnen und grub die Nägel in den samtigen Stoff.

»Wie fühlen Sie sich jetzt?«, fragte die Therapeutin.

»Als würde ich obsiegen, komme, was da wolle.«

Und der Mann konnte unmöglich noch am Leben sein.

Ächzend setzte sie sich auf, ihr bandagierter Kopf quittierte die Bewegung mit einer geistigen Pirouette. Während sie sich langsam an die Vertikale gewöhnte, beäugte sie ihre Klamotten auf dem orangefarbenen Plastikstuhl gegenüber. BH, Unterhemd und ihre lange Hose hatte sie während der Untersuchung anbehalten dürfen. Bluse, Jacke und Mantel warteten auf ihren Einsatz.

Ihre Mutter hatte sie nicht angerufen.

Die Familie hatte gerade erst einen Autounfall verkraften müssen – und in dem Fall war derjenige, der es nicht überlebt hatte, ihr Vater gewesen.

Also hatte Mels nur eine SMS geschrieben, sie ginge mit Freunden aus und käme spät nach Hause. Das Letzte, was sie gebrauchen konnte, war eine aufgelöste Mutter, die sie unbedingt abholen wollte. Vor allem in Anbetracht dessen, was sie jetzt vorhatte.

Mels ließ sich Zeit beim Anziehen, wobei die Trödelei nicht nur damit zu tun hatte, eine brave kleine Patientin sein zu wollen. Offenbar war ihr Versuch, Crashtest-Dummy zu spielen, nichts, was man einfach so abschüttelte. Sie fühlte sich steinalt und gebrechlich – und seltsam verängstigt.

Jemanden getötet zu haben war ... unvorstellbar.

Sie schob die Zettel in die Tasche, zog den erbsengrünen Vorhang zur Seite und sah sich einem gigantischen Chaos mit System gegenüber: Menschen in Kitteln flitzten hin und her, hechteten in Zimmer, hechteten wieder heraus, gaben Anweisungen, nahmen sie entgegen.

Da ihr persönlicher Bedarf an Kollisionen für heute gedeckt war, passte sie gut auf, niemandem in die Quere zu kommen, während sie zum Ausgang lief.

Den sie nicht benutzte.

Im Wartezimmer saßen dicht gedrängt unterschiedliche Varianten der Gebeugten und Lahmen, einschließlich eines Mannes mit einem blauen Auge und einer schlecht verbundenen, blutenden Hand. Er blickte zu ihr auf und nickte, als gäbe es zwischen ihnen eine Verbindung, weil sie ebenfalls in eine Kneipenschlägerei geraten war.

Aber hallo, du solltest mal die Eiche sehen. Ich kann dir sagen.

Am Empfang stützte sie sich auf den Tresen und wartete darauf, bemerkt zu werden. Als schließlich ein Mann kam, lächelte sie, als wäre alles in bester Ordnung. »Können Sie mir vielleicht sagen, wo der Kerl aus dem Autounfall gelandet ist?«

»Hey, Sie kenne ich doch. Sie sind Reporterin.«

»Genau.« Sie wühlte in der Handtasche, holte ihren laminierten Presseausweis heraus und zeigte ihn, als wäre es eine FBI-Marke. »Können Sie mir weiterhelfen?«

»Aber klar.« Er tippte auf der Tastatur herum. »Er wurde auf die Station verlegt. Zimmer sechs sechsundsechzig. Nehmen Sie am besten den Aufzug da drüben, und folgen Sie den Schildern.«

»Danke.« Sie klopfte auf den Tisch: Also war er noch am Leben. »Das ist wirklich nett von Ihnen.«

»Sie sehen ja nicht so toll aus«, sagte der Mann und deutete einen Kreis um ein Auge herum an.

»War ein harter Tag.«

»Sieht man.«

Die Fahrt in den sechsten Stock war eine Übung in Datenverarbeitung, die ihr Gehirn katastrophal vergeigte. Schon von vornherein wackelig auf den Beinen, strapazierte die Aufwärtsbewegung ihr Mittelohr derartig, dass sie bald wie ein nasser Sack an dem ungefähr auf Hüfthöhe angebrachten Geländer hing. Gute Idee, da eins zu befestigen; aber wahrscheinlich führen mit dem Lift auch öfter mal Menschen, die nicht ganz so standsicher waren. Und dass die Innenverkleidung aus matt-

grauem Metall war, schadete auch nichts. Mels hatte noch nicht in den Spiegel geschaut, aber ihrem Empfang vorhin am Empfang nach zu urteilen, war der Airbag, den sie zu essen versucht hatte, ihrem Teint nicht gerade zuträglich gewesen.

Das Klingeln, das signalisierte, dass sie angekommen war, klang Disney-fröhlich, aber die Türen öffneten sich langsam, ganz so, als wären sie erschöpft.

Sie folgte den Schildern und fand den richtigen Gang, einen langen, breiten Flur, der von zahllosen überdimensionalen Türen gesäumt war. Hier oben war es ruhiger, und niemand aus dem Schwesternzimmer drehte sich nach ihr um. Umso besser – sie wollte nicht das Risiko eingehen, dass jemand Fragen stellte, nicht genehme Antworten erhielt und sie rausschmiss.

Das Zimmer lag fast am Ende des Flurs, und Mels rechnete halb damit, einen Polizisten davor postiert zu finden. Aber da war niemand. Nur eine weitere in Kiefernoptik beschichtete Tür mit einem gelbbraunen Zifferschild auf dem Rahmen.

Sie drückte die Tür auf und steckte den Kopf hinein. Im gedämpften Licht sah sie das Fußende eines Bettes, ein Fenster gegenüber und einen an der Decke hängenden Fernseher. Piepgeräusche und der Geruch von Desinfektionsmittel ließen erkennen, dass es sich nicht um ein Hotelzimmer handelte – woran sie nicht erinnert zu werden brauchte.

Sie räusperte sich. »Hallo?«

Da sie keine Antwort erhielt, trat sie ein, ließ die Tür hinter sich aber einen Spalt offen. Zaghafte ging sie am Badezimmer vorbei und blieb dann wie angewurzelt stehen, als sie den Patienten erblickte.

Sie legte die Hand auf den Mund, ihr Kiefer klappte herunter. »Oh ... du lieber Gott.«

Über der Garage, in dem voll gestopften Apartment, das er gemietet hatte, konnte Jim Heron nicht schlafen.

Alle um ihn herum schliefen wie Tote: Hund lag am Fuße des schmalen Doppelbetts, seine Pfoten zuckten, während er von Hasen oder Eichhörnchen träumte ... oder vielleicht auch von schwarzen Schatten mit Zähnen. Adrian saß um die Ecke, den Rücken an das Kabuff gelehnt, der große Körper angespannt, auch wenn sein Atem ruhig und regelmäßig ging. Und Eddie? Tja, der Bursche war tot, also konnte er schlecht auf sein und herumtigern.

Jim brauchte unbedingt eine Zigarette, also stand er vorsichtig auf, um Hund nicht zu stören, und schnappte sich seine Packung Kippen. Bevor er nach draußen ging, sah er noch einmal nach Adrian.

Jawoll. Er schlief im Sitzen.

Mit einem Kristalldolch in der Hand, falls jemand seinem Freund zu nahe treten wollte.

Armer Kerl. Eddies Verlust hatte das gesamte Team schwer mitgenommen, aber ganz besonders den gepiercten und tätowierten Wahnsinnigen, der seitdem Wache hielt.

Warum wirkte ein starker Mann, der seine Trauer auf eine raue Art und Weise zeigte, nur so viel trauriger als jedes theatrale Heulen und Wehklagen?

Und P.S.: Es war verflucht seltsam, Partner zu haben.

Damals, als Jim noch Auftragskiller bei den X-Ops gewesen war, hatte er aus Prinzip nur solo gearbeitet. Seitdem hatte sich sehr viel verändert, angefangen bei seinem Boss über das Tätigkeitsprofil bis hin zu seinen bevorzugten Waffen – und Eddie Blackhawk war derjenige gewesen, der ihm alles gezeigt, der ihm beigebracht hatte, was er wissen musste, der ihn und Adrian beschwichtigt hatte, wenn sie einander an die Gurgel gingen. Der in Situationen, die jeglicher Logik zu entbehren schienen,

die Stimme der Vernunft war ... zum Beispiel, wenn man vor seiner eigenen Leiche stand. Oder gegen eine Dämonin kämpfte, die ein Faible für Prada und eine Schwäche für Männer hatte, die von ihr ganz und gar nichts hielten. Oder wenn man die Zukunft aller guten Seelen und auch aller schlechten, die es jemals gegeben hatte oder geben würde, in Händen hielt.

Da wollte man doch am liebsten einen Job als Burger-Brater annehmen.

Fluchend ging Jim zur Couch, holte einen Ledermantel und legte ihn über Adrians Beine. Der andere Engel grunzte und rutschte herum, blieb aber unter der improvisierten Decke. Gut, denn das Ziel war, ihn warm zu halten, nicht mit ihm zu plaudern.

Jim hatte keine Lust, sich mit irgendjemandem zu unterhalten.

Das zumindest war absolut nichts Neues.

Er trat auf den oberen Treppenabsatz hinaus; die kalte Luft biss in die nackte Haut seiner Brust. Bevor er einen Mitbewohner und einen Hund bekam, hatte er immer nackt geschlafen. Jetzt trug er meist eine Jogginghose. Angesichts dessen, dass es nachts in Caldwell im April noch immer ziemlich frisch war, auch ganz nützlich.

Nicht dass er viel schlief.

Die Zigarettenspackung war noch neu und in Zellophan gewickelt, und er klatschte sie sich auf den Handballen, während er leise die Tür hinter sich schloss. Einer der Vorteile daran, gleichzeitig unsterblich zu sein und einen Körper zu besitzen, war, dass man sich keine Sorgen mehr über Krebs machen musste, Nikotin aber trotzdem eine Wirkung auf das Nervensystem hatte.

Außerdem musste man nicht in den Taschen nach einem Feuerzeug wühlen.

Er klappte die Schachtel auf, nahm einen der Sargnägel heraus und steckte ihn sich zwischen die Lippen. Als sein Zeigefinger auf Kommando zu glühen anfang, dachte er erneut an Eddie – und wollte Devina umbringen, wie üblich.

Wenigstens lagen die Guten mit zwei zu eins vorn. Wenn er nur noch zwei Siege erringen könnte, dann hätte er es geschafft: Dann hätte er die Erde den Klauen der Verdammnis entrissen, seine Mutter in der Herberge der Seelen in Sicherheit gebracht ... und seine Sissy aus der Hölle befreit.

Nicht dass sie wirklich »seine« Lady war.

Bei diesem letzten Punkt war er sich leider nicht hundertprozentig sicher, aber so musste es ja wohl funktionieren, oder? Wenn die Engel gewannen und Devina nicht mehr existierte, müsste er doch einfach in die Hölle steigen und dieses arme, unschuldige Mädchen aus seinem Gefängnis befreien können. Mit der Hölle könnte er dann machen, was er wollte.

Oder nicht?

Apropos, er fragte sich, wer eigentlich die nächste Seele im Spiel sein würde.

Im Kopf hörte er die Stimme seines derzeitigen Chefs Nigel, der ihn mit seinem aalglatten, überheblichen Tonfall nervte: *Du wirst ihn sowohl als alten Freund als auch als alten Widersacher, den du erst kürzlich trafst, erkennen. Der Pfad könnte nicht eindeutiger sein, wenn er von Scheinwerfern bestrahlt würde.*

»Vielen Dank auch«, murmelte er und blies Rauch aus. »Echt eine große Hilfe, Kumpel.«

Wie zum Teufel konnte es fair sein, dass seine Feindin das Ziel kannte und er nicht?

Scheiß. Dreck.

In der letzten Runde hatte er Devina verschaukelt, um an Infos zu kommen – auf so etwas würde sie also natürlich nicht noch mal hereinfallen. Man konnte über diese Dämonin sagen,

was man wollte, aber eine dumme Blondine war sie bestimmt nicht. Und das bedeutete, dass er mal wieder im Leerlauf hing, während die gegnerische Mannschaft sich zweifellos einen Vorsprung erarbeitete.

Genau das war das Problem gewesen, das er in der Schlacht um seinen ehemaligen Chef gehabt hatte. Die ganze Zeit war er davon ausgegangen, dass eine andere Seele auf dem Spiel stünde, aber am Ende hatte sich herausgestellt, dass es die von Matthias war.

Zu spät, um noch einzugreifen, und der Volltrottel hatte die falsche Wahl getroffen.

Punktsieg: Devina.

Wenn das so weiterging, würde der Wettstreit zwangsläufig unfair bleiben – solange Devina nicht aufhörte, direkt mit den Seelen in Kontakt zu treten. Die Regeln gestatteten das eigentlich nur Jim, aber in der Praxis nahm sie genauso an der Bodenoffensive teil wie er. Selbstverständlich glaubte Nigel, der Oberpfadfinder, fest daran, dass sie für diese Art von Foulspiel abgestraft werden würde – und vielleicht würde das auch so sein. Aber wer wusste schon, wann das passieren sollte?

In der Zwischenzeit blieb Jim nichts anderes übrig, als auf Zack zu bleiben und zu hoffen, dass er es nicht noch einmal versaute.

Er musste einfach gewinnen. Für seine Mutter ... und für Sissy.

Er nahm noch einen Zug und atmete aus, der milchig weiße Rauch kringelte sich in der kalten Luft und stieg hoch, bis er verschwand. Unvermittelt sah er Sissy Barten vor sich, diese wunderschöne junge Frau, wie sie kopfüber in einer weißen Badewanne hing, mit hellrotem Blut in den blonden Haaren, die Haut mit Symbolen gezeichnet, die er nie zuvor gesehen hatte, die Eddie aber nur zu gut verstanden hatte ...

Ein leises Kratzen unterbrach seinen Gedankengang, und er griff hinter sich, um die Wohnungstür zu öffnen. Hund humpelte heraus, das zottige Fell ganz durcheinander. Was allerdings der Normalzustand war und nicht daran lag, dass er in einer schiefen Haltung eingeschlafen war.

»Hey, mein Großer«, flüsterte Jim. »Musst du mal raus?«

Das arme Geschöpf hatte Probleme beim Treppensteigen, weshalb Jim es normalerweise hinuntertrug. Als er sich jetzt allerdings bückte, pflanzte Hund seinen Po auf den Boden – seine Art zu vermitteln, dass er nur hochgehoben und auf dem Arm gehalten werden wollte.

»Geht klar.«

Jim wusste verdammt genau, dass dieser Hund mehr als nur irgendein Streuner war. Er wog fast nichts und war so heiß wie ein Bunsenbrenner.

»Ich habe ihr gesagt, sie soll an dich denken«, erzählte Jim. Er hielt die Zigarette so, dass der Rauch von dem Tier wegwehte – nur für den Fall, dass er sich doch irrte mit seiner Annahme, dass Hund eigentlich etwas ganz anderes war. »Sissy. Ich habe ihr gesagt, sie soll sich vorstellen, wie du an meinen Socken kaust. Sie soll sich ausmalen, dass du im grünen Gras spielst, wenn es zu ...«

Er konnte den Gedanken nicht laut zu Ende führen.

Zu Lebzeiten hatte er schlimme Dinge getan, furchtbare Dinge, gegenüber schlimmen, furchtbaren Menschen, was bedeutete, dass er schon lange gegen seine Gefühle abgehärtet war ...

Eigentlich war das sogar schon passiert, als er noch ein Teenager gewesen war. An jenem Tag, als sich alles für immer verändert hatte.

An dem Tag, als seine Mutter ermordet worden war.

Egal. Schnee von gestern.

Tatsache war, dass die Vorstellung von Sissy im Seelenbrunnen der Dämonin ausreichte, um selbst einen abgestumpften Soldaten wie ihn den Verstand verlieren zu lassen.

»Ich hab ihr gesagt ... sie soll an dich denken, wenn sie glaubt, sie kann nicht mehr.«

Hunds Stummelschwanz wedelte hin und her, als hätte Jim genau das Richtige getan.

Ja, hoffentlich dachte sie an Hund, um dort unten durchzuhalten.

Etwas anderes gab es ja auch verflucht noch mal nicht.

»Ich muss die nächste Seele finden«, brummelte Jim, ehe er wieder einen Zug von seiner Zigarette nahm. »Ich muss herauskriegen, wer als Nächstes auf dem Spielfeld erscheint. Wir müssen gewinnen, Hund.«

Die kalte, feuchte Nase stupste ihn zärtlich.

Dass Nigel steif und fest behauptete, Jim würde die nächste Seele kennen, half ihm keinen Deut weiter. Er hatte während seines Lebens massenweise Leute gekannt.

Er konnte nur beten, dass es jemand war, den er umstimmen konnte.

»Es tut mir so leid«, sagte sie heiser.

Wie meinen? »Weswegen ...« Seine Stimme war rau, seine Kehle wund. Und ein Auge funktionierte nicht richtig ...

Nein, das Ding funktionierte überhaupt nicht. Er hatte seine halbe Sehkraft schon vor geraumer Zeit verloren. Genau, damals, als er ... Er runzelte die Stirn, weil seine Gedanken schon wieder von derselben Klippe stürzten.

»Ich habe Sie mit dem Auto angefahren. Es tut mir wahnsinnig leid – ich hab Sie einfach nicht gesehen. Es war so dunkel, Sie standen plötzlich auf der Straße, und ich konnte nicht mehr bremsen.«

Er wollte die Hand ausstrecken, der Drang, sie zu beruhigen, setzte sich über den Schmerz und die Verwirrung hinweg. »Nicht Ihre Schuld. Nicht ... nicht weinen. Bitte ...«

Irgendwo in seinem Inneren konnte er einfach nicht glauben, dass jemand seinetwegen weinen sollte, jetzt nicht und auch sonst nie. Er war nicht der Typ Mann, der solche Emotionen hervorrief.

Nein, er nicht. Warum das allerdings so war, wusste er auch nicht ...

Die Frau trat etwas näher, und er beobachtete mit dem einen gesunden Auge, wie sie ihre weiche, warme Hand ausstreckte und auf die seine legte.

Bei der Berührung wurde ihm am ganzen Körper warm, so als wäre er in ein Bad gestiegen.

Komisch, ihm war vorher gar nicht bewusst gewesen, dass ihm kalt war.

»Ich drücke gegen«, sagte er mit seiner gebrochenen Stimme, »falls Sie es nicht spüren.«

Sie war taktvoll und sagte nicht, dass sie eindeutig nicht bemerkt hatte, dass er irgendwelche Anstrengungen in der Richtung unternahm. Aber so war es. Und während sie einander in

die Augen sahen, wollte er aus unerfindlichen Gründen darauf hinweisen, dass er nicht immer zerstört gewesen war. Früher einmal, vor gar nicht so langer Zeit, hatte er aufrecht stehen, nach Belieben laufen, schwer heben können. Jetzt war er eine Matratze mit Herzschlag.

Aber nicht, weil sie ihn angefahren hatte. Nein, er war schon länger zerstört.

Vielleicht kehrte seine Erinnerung zurück?

»Es tut mir so leid«, wiederholte sie.

»Haben Sie sich bei dem Unfall ...« Er zeigte auf sein eigenes Gesicht, doch die Geste lenkte nur ihre Aufmerksamkeit auf ihn – und ihr Zusammenzucken ließ darauf schließen, dass es hart für sie war zu sehen, wie hässlich er war. »Sie haben sich auch verletzt.«

»Ach, mir geht's gut. Hat die Polizei schon mit Ihnen gesprochen?«

»Bin gerade erst aufgewacht. Weiß nicht.«

Sie nahm ihre Hand von seiner und wühlte in einer Tasche von der Größe eines kleinen Seesacks herum. »Hier. Meine Visitenkarte. Mit mir hat jemand gesprochen, während ich behandelt wurde, und ich habe ihm gesagt, dass ich die volle Verantwortung übernehme.«

Sie drehte das Kärtchen zu ihm um, aber sein Gehirn weigerte sich zu fokussieren.

Außerdem wollte er nirgendwo anders hinsehen als in ihre Augen.

»Wie heißen Sie?«

»Mels Carmichael. Also, eigentlich Melissa.« Sie tippte sich auf die Brust. »Normalerweise werde ich aber Mels genannt.«

Als sie die Visitenkarte auf den kleinen Beistelltisch legte, runzelte er die Stirn, obwohl sein Kopf dabei zu pochen begann.

»Wie haben Sie sich verletzt?«

»Rufen Sie mich bitte an, wenn Sie etwas brauchen. Ich hab nicht viel Geld, aber ich ...«

»Sie waren nicht angeschnallt, stimmt's?«

Die Frau blickte sich um, als hätte sie das von der Polizei vorhin auch schon zu hören bekommen. »Äm ...«

»Sie sollten sich immer anschnallen ...«

Die Tür flog auf, und die Schwester, die hereingerauscht kam, tat furchtbar geschäftig, als gehöre ihr der Laden.

»Ich bin schon da«, verkündete sie und marschierte zu dem Apparat hinter dem Bett. »Ich hab die Klingel gehört.«

Sein erster Eindruck war der von viel Brust, winzige Taille. Langes dunkles Haar, dick wie ein Federbett, glänzend wie ein Porzellanteller.

Und doch bekam er eine Gänsehaut. So schlimm, dass er sich aufzusetzen versuchte, nur um bloß wegzukommen von ...

»Aber, aber ... schon gut.« Die Schwester lächelte und schubste Mels Carmichael praktisch aus dem Weg. »Ich will nur helfen.«

Schwarze Augen. Schwarze Augen, die ihn an etwas erinnerten – ein Gefängnis, in dem einem Finsternis die Luft abschnürte, man sich nicht befreien konnte ...

Die Schwester beugte sich dicht über ihn. »Ich werde mich um Sie kümmern.«

»Nein«, sagte er fest. »Nein, das werden Sie nicht.«

»Oh doch.«

Warnungen drängten an den Rand seines Bewusstseins, irgendetwas, das er nicht ganz zuordnen konnte, sandte Alarm-signale aus wie Rauchfahnen vor einer Bombenexplosion. Doch es gelang ihm einfach nicht, sie genau einzusortieren. Seine Erinnerungen waren wie getarnte Bunker in einer Landschaft, die man mit Nachtsichtbrille betrachtete; er wusste, dass sein Feind Befestigungen gebaut hatte, aber er konnte sich beim besten Willen kein klares Bild davon machen.

»Wenn Sie nichts dagegen haben«, sagte die Schwester zu Mels. »Ich muss mich um meinen Patienten kümmern.«

»Oh, ja. Natürlich. Ich werd dann ... Genau, ich geh dann mal.« Mels lehnte sich zur Seite, um ihm um die Frau herum einen Blick zuzuwerfen. »Also ... bis demnächst, würde ich sagen.«

Matthias musste sich ebenfalls verrenken, um sie anzusehen, seine Bauchmuskeln spannten sich an, als er sein Gewicht verlagerte ...

Die Schwester versperrte ihm die Sicht. »Machen Sie doch bitte die Tür hinter sich zu. Das wäre super. Danke.«

Und damit waren sie allein.

Die Krankenschwester lächelte ihn an und lehnte sich mit der Hüfte an die Bettkante. »Wie wäre es, wenn wir dich mal säubern.«

Das war keine Frage. Und Mannomann, er kam sich plötzlich nackt vor – und zwar nicht im positiven Sinne.

»Ich bin nicht schmutzig«, widersprach er.

»Doch, das bist du.« Sie legte die Hand auf seinen Unterarm, genau dorthin, wo die Infusionsschläuche in seine Adern führten. »Du bist durch und durch schmutzig.«

Aus dem Nichts strömte eine Kraft in ihn hinein. Die Energie floss in seinen Körper und pumpte ihn mit Vitalität auf, ganz so, als hätte er viele Nächte tief durchgeschlafen, sich tagelang ausgeruht und reichlich gegessen.

Das kam von ihr, begriff er. Nur ... wie war das möglich?

»Was machen Sie mit mir?«

»Nichts.« Sie lächelte wieder. »Fühlst du dich verändert?«

Beim Blick in ihre Augen wirkte das dichte, süßliche Schwarz ebenso unwiderstehlich wie abstoßend – er wusste nicht, wie lange sie so verharrten, durch ihre Hand miteinander verbunden, die wie ein Wunderheilmittel war.

»Ich kenne Sie«, sagte er laut.

»Seltsam, wenn man das einem Fremden gegenüber empfindet.«

Er empfand die Kraft, die in ihn eindrang, als böse und als sehr vertraut. »Ich will nicht ...«

»Willst was nicht, Matthias? Willst dich nicht besser fühlen, stärker sein, ewig leben?« Sie beugte sich noch tiefer über ihn. »Heißt das etwa, du möchtest nicht wieder ein Mann sein?«

Seine Lippen bewegten sich, aber es kam kein Laut heraus, eine Trägheit ergriff Besitz von ihm, als sie die Hand zurückzog. Benebelt und durcheinander, versuchte er, sich aufzurichten, aber es war, als wäre er im Nachhinein betäubt worden.

»Ich werde dich jetzt waschen.« Sie senkte die Lider, ihr Lächeln sprach eher von einem Blowjob als der Bettpfanne.

Als sie zum Waschbecken ging, holte Matthias tief Luft, seine Rippen dehnten sich ohne Schmerzen aus, das Ausatmen war gleichmäßig und sanft. All seine Beschwerden waren weg, und er bekam das Gefühl, als wäre es Jahre her, dass er seinen Körper ohne Schwierigkeiten bewohnt hatte. Jahrhunderte?

»Welcher Tag ist heute?«, murmelte er, während sie Wasser in eine Schüssel einlaufen ließ.

Die Schwester sah über die Schulter. »Stimmt ja. Du hast Gedächtnisschwund.«

Kurz darauf tauchte sie mit dem Rolltisch im Schlepptau wieder am Bett auf. Als sie die Decke bis zu seiner Hüfte herunterzog und die Schleifen seines Krankenhauskittels löste, hob er den Kopf und betrachtete sich. Die obere Hälfte war gar nicht so schlimm, nur hier und da eine Narbe. Die untere hingegen war eine Katastrophe.

Der Waschlappen fühlte sich weich und warm an.

Die Haut der Krankenschwester war so glatt, als sie über seine Brust strich, und schimmerte, als wäre sie mit Lackfarbe

besprüht, ihre Haare waren unfassbar dick und üppig. Selbst ihre Lippen waren wie eine Frucht, glänzend, Süße verheißend.

Ich will sie nicht, dachte er.

Aber er konnte sich offenbar nicht bewegen.

»Du musst ein bisschen Gewicht zulegen«, erklärte sie, während sie mit dem Waschlappen über seinen Brustkorb strich.
»Zu dünn.«

Noch tiefer ließ sie das Frotteestück wandern, glitt damit über den Bauch, mehr Geliebte als medizinische Fachkraft. Und mit plötzlicher Klarheit wusste er, dass es eine Zeit gegeben hatte, in der sie beeindruckt gewesen wäre – jene Frauen, mit denen er sich zum Zwecke sexueller Betätigung zusammengesetzt hatte, waren damals immer von seinem Körper begeistert gewesen ...

Moment mal, passierte das hier wirklich?

Als sie die Decke noch weiter nach unten schieben wollte, bremste er sie. »Nein, nicht.«

»Doch, unbedingt.«

Ohne den Blick von seinen Augen zu lösen, nahm sie seine Hand von ihrem Handgelenk und riss die Decke herunter. Es lag etwas Gewalttätiges in dieser Bewegung, das tief in seinem Inneren etwas aufrührte – warum, war ihm ein Rätsel.

»Habe ich da einen Nerv getroffen?«, fragte sie, obwohl sie bereits wusste, dass es so war. Irgendwoher ... ahnte sie, dass er es gefährlich mochte. »Habe ich das? Matthias.«

»Vielleicht.« Seine Stimme klang plötzlich kräftiger. Tiefer ...

»Und jetzt?«

Sie berührte ihn an der Stelle, die sein Geschlecht ausmachte, der Stoff schabte über seinen Schwanz.

Als sie sich sinnlich die Lippen leckte, musste er laut lachen. Aus welchem unerklärlichen Grund auch immer sie gegen sämtliche Vorschriften verstieß, sie würde voll ins Leere lau-

fen – und damit wäre dann auch sein Problem gelöst, dass er all das hier nicht wollte: Sie könnte sich splitterfasernackt ausziehen und Hampelmänner auf ihm springen; das schlaffe Stückchen Fleisch würde nicht aufstehen und es zur Kenntnis nehmen.

Trotz seiner Amnesie wusste er das, genau wie er wusste, dass er auf einem Auge nichts sehen konnte. Es war eine Tatsache; keine Erinnerung.

»Mein Gedächtnis ist nicht das Einzige, was ich verloren habe«, meinte er trocken.

»So, so.«

Als sie ihn streichelte, wo sie es nicht sollte, zuckte er. Andererseits: Impotenz bedeutete ja nicht, dass man keine Empfindungen hatte. Sondern nur, dass man nichts damit anfangen ...

Der Kraftstrom floss erneut in ihn hinein, dieses Mal stärker. Und mit einem Aufstöhnen warf er sich zurück und hob die Hüften automatisch der Quelle entgegen.

»So ist es recht«, sagte sie mit sich verzerrender Stimme. »Fühl mich. Ich bin in dir.«

Das lang vermisste sexuelle Beben raste durch seinen Körper – jene Aggression und das Bedürfnis, in etwas einzudringen, das er so lange nicht mehr gespürt hatte. Mein Gott, es erinnerte ihn daran, dass er ja eigentlich ein Mann war, kein kaputter, androgyner ...

Scheiße, das war gut. Mann ... so gut.

»Sieh mich an«, befahl sie, während sie seinen Schwanz bearbeitete. »Sieh mich an.«

Er war von dem ungewohnten Gefühl so abgelenkt gewesen, dass er ganz vergessen hatte, wer ihn da befummelte. Ihr Anblick saugte jegliche Empfindung aus ihm heraus, seine Emotionen wurden kraftlos, auch wenn sein Körper weiterhin gut

dabei war. Sie war schön, aber sie war ... so saftig wie eine Tollkirsche.

»Gefällt dir das nicht, Matthias?«

Nein. Überhaupt nicht. »Nein, kein bisschen.«

»Du lügst. Und wir müssen zu Ende bringen, was wir angefangen haben, du und ich. Jawohl, das müssen wir.«

Devina betrat Saks Fifth Avenue in der Caldwell Galleria Mall um kurz vor fünf Uhr morgens. Sie schritt einfach durch die Scheibe eines Schaufensters hindurch, posierte einen Moment lang mit den Puppen in pastellfarbenen Kleidchen. Als sie den Rücken durchbog, spürte sie, wie ihre Brüste die Nähte der Bluse unter dem Mantel strafften.

Der Frühling stand vor der Tür, und das waren gute Neuigkeiten für ihre Oberschenkel.

Vielleicht würde sie, wenn sie schon einmal hier war, auch gleich ein paar Sachen von der Stange mitnehmen.

Mit einem Shoppinghunger, der durch ihre Adern pulsierte, sprang sie um die Ecke und setzte die Bewegungsmelder außer Betrieb. Eine Sekunde lang überlegte sie, die Überwachungskameras weiterlaufen zu lassen – nur so aus Spaß.

Nichts war aufregender, als beobachtet zu werden, selbst wenn es nur ein dickbäuchiger Mensch an einem Schreibtisch war am Ende einer Nachtschicht, die er vermutlich sowieso halb verschlafen hatte.

Aber es gab einen ernsthaften Grund für ihr Kommen, weshalb sie sich zusammenriss.

Ihre Stiletto klackerten auf dem polierten Marmorfußboden; sie mochte das hallende Geräusch, weswegen sie härter auftrat, um ihre Herrschaft über die Leere in alle Richtungen zu erstrecken. Mein Gott, sie liebte diesen Geruch: Bohnerwachs und Parfüm und Kosmetik und ... Reichtum.

Im Vorbeigehen inspizierte sie die Handtaschen-Auslage an der Wand – Prada, Miu Miu, Chanel. Selbst in dem gedämpften Licht der Nachtbeleuchtung sahen die Sachen toll aus, und als sie bei Gucci ankam, knickte sie ein. Sie schlüpfte durch das Sicherheitsgitter, griff sich eine Pythontasche in Dunkelgrün und eilte weiter.

Mal abgesehen von Sex waren Nobelkaufhäuser der beste Kick, den es gab: Tausende und Abertausende Quadratmeter voller Gegenstände, die ordentlich sortiert, etikettiert und katalogisiert waren. Und geschützt.

Der feuchte Traum jedes Zwangsneurotikers.

Also musste sie gut aufpassen. Sie spürte bereits, wie sie eine Bindung zu den Sachen aufbaute, und wenn sie so weitermachte, würde sie Gefahr laufen, einen Besitzanspruch auf all diese kostbaren Dinge zu entwickeln. Und das täte niemandem gut. Denn dann müsste sie die Menschen töten, die in den Laden kamen, um sie zu kaufen – wie anstrengend.

Aber es bestätigte sie darin, dass sie ihre eigene Kollektion endlich mal online stellen sollte.

Die nächste Jungfrau, die sie abschlachten würde, um ihren Spiegel zu schützen, sollte sie anschließend vielleicht wiederbeleben und losschicken, um ihre Sachen an den Mann zu bringen.

Wenigstens gab es haufenweise Computerprogrammierer, die keine Ahnung hatten, wie sie ihre knochigen Ärsche flachgelegt kriegen sollten.

Nun stand sie vor den Kosmetikständen in der Mitte der Verkaufsfläche, alles hübsch gruppiert; Chanel typisch schwarz und glänzend, alles von Lancôme in Vitrinen ... und Yves Saint Laurent mit ganz viel Gold.

Sie schwirrte hinter den Tresen, ließ das Schloss des unteren Schanks aufspringen und ging in die Hocke. Ihre Handfläche

gab Licht ab, sodass sie die winzigen Aufkleber auf den Päckchen lesen konnte.

1 Le Rouge war leicht zu finden, und sie zog einen der Lippenstifte aus dem ordentlichen Stapel, öffnete die Schachtel und ließ das schimmernde Metallröhrchen herausgleiten. Ah, wie schön, kein Kratzer darauf und noch vollkommen unberührt. Sie zitterte beinahe, als sie die perfekt geformte Lippenstiftsäule herausdrehte.

Bei dem Geruch verdrehte sie verzückt die Augen.

Die Therapeutin hatte recht gehabt: Der Panikanfall im Büro hatte nicht ewig angehalten, und als Devina hinterher ihrer Arbeit nachging, war die Verlustangst, die sie beim Wegwerfen des Lippenstifts empfunden hatte, von anderen Dingen überdeckt worden. Leider war sie jedoch zurückgekehrt, als Devina wieder bei sich zu Hause vor ihrem Spiegel saß und eigentlich gerade zu ihrer Wand heruntersteigen und etwas Zeit mit ihren Kindern verbringen wollte.

Und schon war die Stimmung im Eimer gewesen.

Ihre Gedanken waren im Handumdrehen außer Kontrolle geraten, Bilder von Müllpressen, tiefenden Abfalltonnen und überfüllten, stinkenden Müllkippen trieben ihr die Tränen in die Augen.

Sie hätte auch den Lippenstift aus dem Papierkorb der Praxis fischen können, aber sie wollte die Religion der Therapeutin zumindest zum Teil würdigen: Es hätte exakt ihrem üblichen Teufelskreis entsprochen, sich auf genau diesen speziellen Stift zu fixieren und ihn sich zurückzuholen, egal, was sich ihr in den Weg stellte.

Aber so durfte sie nicht weitermachen – und deshalb war sie jetzt hier und nicht in der Praxis und hatte dieses frische, hübsche neue Röhrchen als Ersatz für das im Namen der persönlichen Weiterentwicklung geopfert.

Es gab noch fünf weitere in ihrer Farbe, alle zu einem bezaubernden kleinen Stapel aufeinandergeschichtet. Sie wollte schon alle einstecken, als Notvorrat für ihren Notvorrat, beherrschte sich aber gerade noch. Schloss die Schranktür und huschte außer Reichweite.

Sie war stolz auf sich, als sie sich von dannen machte.

Schluss jetzt mit der Pause; Zeit, wieder an die Arbeit zu gehen.

Als sie zurück in das Schaufenster trat, blieb sie vor einer der Puppen stehen. Sie trug eine glatte blonde Perücke und ein geblümtes Etwas, in dem Devina sich nicht mal tot erwischen lassen würde ...

Es machte sie wütend, daran zu denken, wie sie Jim Heron darin gefallen würde.

Garantiert war das genau seine Baustelle, feminin, hübsch, nicht zu freizügig. Sittsam.

Dieser arsch. Dieser verlogene Schwindler.

Selbstredend machte der Umstand, dass er sie in der letzten Runde so geschickt verschaukelt hatte, ihn nur noch attraktiver ...

Mit einem Stirnrunzeln kam ihr die Stimme der Therapeutin wieder in den Sinn. Kognitive Verhaltenstherapie ... Neuprogrammierung des Gehirns durch Erfahrung.

Die Dämonin beugte sich vor und betastete die falschen Haare, die langen, glatten Kunststrähnen in der Farbe eines gelben Diamanten.

Sissy Barten, Jims heiß geliebtes Schätzchen, hatte genau solche Haare. Hätte so ein Kleid geliebt. Hätte brav gewartet, bis Jim auf sie zuing, hätte nie den ersten Schritt gemacht, ewig die blöde Jungfrau.

Sie könnte sie alle beide umbringen – wobei sie das bei dem dämlichen Häschen ja schon getan hatte, als sie ihm über der Wanne die Kehle aufgeschlitzt hatte ...

Devina begann zu grinsen. Dann zu lachen.
Sie riss der Schaufensterpuppe die Perücke von der Glatze
und machte sich durch die Scheibe davon.

Ad streckte eine Hand aus, denn er wusste, eine Berührung würde beweisen, auf welcher Seite sie sich befanden ...

Eddie zog die Augenbrauen zusammen und rutschte außer Reichweite, er sah Ad an, als wüchse ihm ein Horn auf der Stirn. »Was ist denn los mit dir?«

Das Gesicht stimmte genau, auf der dunkel getönten Haut waren Bartstoppeln zu erkennen, die rötlichen Augen blickten offen in die Welt, weder misstrauisch noch naiv, der schwere, geflochtene Zopf hing auf einen breiten, muskulösen Rücken herab.

»Weiß« – Ad rieb sich das Gesicht – »nicht.«

»Willst du gehen?«

»Mein Gott, nein.«

»Okay.« Die roten Augen wandten sich wieder der Menge zu. »Also, willst du mich wieder zum Sex zwingen?«

Ad lachte laut. »Klar doch. Als wäre das schon mal vorgekommen. Siiiiicher.«

»Mich mit Frauen zu bombardieren ...«

»Ich hab dich noch nie ...«

»Extra welche aussuchen, von denen du weißt, dass sie mir gefallen ...«

»Na ja, das hab ich schon mal ...«

»Meine Tugendhaftigkeit ruinieren.«

Ad nahm noch einen Schluck und wurde ernst. »Das kann niemand.«

»Ja, recht hast du. Bevor ich ein Engel wurde, war ich eine vestalische Jungfrau, und die Tugend ist hängen geblieben.«

»Was auch die langen Haare erklären würde.«

»Nö, die hab ich nur, weil ich damit so geil aussehe.«

Erneut lachte Ad und lehnte sich zurück, er spürte plötzlich einen Energiestrom durch seinen Körper fahren. Das Gefühl, dass das Leben zur Normalität zurückgekehrt war, dass die Tragödie nicht geschehen war, dass alles wieder so war, wie es sein

